Truggold.

Von Maurice von Stern.

Greller Fackeltanz geht durch die Wälder,
Weil im Rothlaub Abendsonne glänzt.
Alle Hügel stehen goldbekränzt,
Doch im Nebel ruh'n die tiefen Felder.
Kalt, o kalt, bis in das Herz hinein,
Strahlt der blanke Abschied all des Schönen.
Raff' dir rothe Blätter, dich zu krönen,
Denn erloschen ist dein Sonnenschein!

Goldnes Irrlicht, täusche du uns nicht!
Brennst ein Loch nur in des Herzgotts Helle,
Gleich dem Kerzenglanz in Mittags Grelle,
Und so blank und falsch ist dein Gesicht.
Meinest du, wir fühlen nicht mit Grauen,
Daß dein Glanz so roth ist und so hohl,
Wie das Licht, das todte Augen wohl
In der Katakomben Nebel schauen?

In den Nischen steh'n im Lumpenkleide
Grinsend die Skelette an der Wand.
Manche prunken mit verblichnem Tand,
Manche noch mit zundermorscher Seide.
Rauchroth glanzt der irre Fackelschein
Und berührt die hohnvollen Gesichter.
Sie beleben sich im Spiel der Lichter
Und sie starren in das Roth hinein.

Dies dein Licht, du Gaukler Herbst!
Es leuchtet
Nur wie todter Grabkapellenglanz,
Und dein brandigrother Blätterkranz
Ist vom Thau der Thränen [illegible] durchfeuchtet.
Komm, o Nord, und streu die Lappen hin,
Die uns Farbe, die uns Sonne lügen!
Nimmer kann uns dein Ersterben trügen,
Schönheit, müde Lebenspilgerin!

Nummer 47.

Eine Kriminalgeschichte von James Payn.

Es ist schon mehr als zwanzig Jahre her, daß ich hier im „Goldenen Löwen" Kellner bin. In ein paar Monaten übernehme ich das Hotel selbst; es ist zwar nicht leicht, das nöthige Geld zusammenzusparen, besonders wenn man nicht Oberkellner ist, aber im Herbst des vorletzten Jahres hat sich hier eine Geschichte ereignet, die mir ein hübsches Sümmchen eintrug.

Es war während der Rennwoche in Brighton. Um diese Zeit ist immer alles besetzt; die meisten Zimmer von alten Gästen. Natürlich befinden sich gewöhnlich auch einige Fremde darunter, die zum erstenmal bei uns absteigen. Ein solcher war der Herr John Adamson. Da er sich nicht, wie es üblich ist, ein Zimmer vorausbestellt hatte, mußte er mit Nummer 47 vorlieb nehmen. Zu gewöhnlichen Zeiten wird dieses Zimmer überhaupt nie bewohnt; es geht auf den Lichthof und besitzt nur eine besondere Eigenschaft: — die aber die wenigsten Gäste lieben — nämlich seine ungewöhnliche Höhe, da es durch zwei Stockwerke sich erstreckt; einige nervöse Leute indeß wohnten gern dort, weil ein paar Schritte davon im Gang die Noththür sich befindet, die auf's Dach zur Feuerleiter führt; aber in der Regel wollte niemand das Zimmer Nummer 47 haben. Herr Adamson jedoch hatte nichts dagegen; wenn man ihn ansah, bekam man thatsächlich auch den Eindruck, als sei er noch schlechtere Zimmer gewöhnt. Es waren nicht gerade feine Kleider, die diesen Eindruck erweckten, wenn sie ihm auch nicht gut saßen und es den Anschein hatte, als trage er sie zum erstenmal; aber er hatte so etwas nicht näher Bestimmbares an sich, das ihn als gewöhnlichen Kerl charakterisirte. Zweifellos war er ein Glücksjäger und hierher gekommen, um am Totalisateur seine Taschen auf Kosten anderer zu füllen; aber das thaten ja schließlich auch unsere anderen Gäste. Zum Beispiel der große Herr Dobbs, ein Buchmacher, der mit seinem Sekretär reiste und im ersten Stock nach vorn hinaus wohnte; dann der Capitän Leger, der mit dem Marquis von Spavin befreundet war, und der Sir Toby Grey, der selbst drei Rennpferde, darunter den Favorit für den Becher, starten ließ. Aber all' diese Leute waren, für den Augenblick wenigstens, gut situirt und sahen auch danach aus. Jeder besaß seine mit Banknoten zum Platzen gefüllte Brieftasche, die sicher noch vor dem Ende der Rennwoche voller oder auch leerer sein würde.

Nun, Herr Adamson sah nicht wie einer aus, der viel Banknoten in der Tasche hat; aber das geht uns ja schließlich nichts an, solange der Gast ein Bett wünscht und dafür bezahlen kann; und was etwaige Diebstähle anlangt, so war unser Tischservice aus Britanniametall, und Herr Dobbs und der Capitän Leger und der Sir Toby wußten ganz genau, wie und wo sie ihr Geld aufbewahren mußten. da sie seit zwanzig Jahren am Turf gewesen und mit dem Wesen von Gaunern wohlbekannt waren. Was mich anlangt, so hatte ich um diese Zeit genügend zu thun, auch ohne daß ich mich um den unsympathischen Gast auf Nummer 47 bekümmerte, der täglich zu Fuß zum Rennplatz ging und außer einem Gläschen Whisky zu seinem Essen im Restaurant wenig verzehrte. Nur war er mir natürlich verdächtig, da der „Goldene Löwe" nicht für seinesgleichen da ist, was er auch ganz genau wußte. Er schien sich immer zu entschuldigen wegen seiner Gegenwart und machte seine Bestellungen mit der größten Bescheidenheit, wenn er in der Bar oder im Restaurant etwas — stets etwas Billiges — zu sich nehmen wollte. Auch that er, als kenne er keinen Menschen, und fragte mich zum Beispiel einmal, wer der Herr Dobbs sei, den er eben habe aus Nummer 4 herauskommen sehen; ich aber glaube, daß er alle unsere Gäste genau kannte und ebenso genau wußte, welcher von ihnen den Tag über am meisten gewonnen hatte.

Gerade in jenem Jahre gewann ein Outsider, und damit hatten die Buchmacher Glück. An dem betreffenden Abend raunte man sich im Restaurant zu, daß Herr Dobbs an zwanzigtausend Pfund Sterling gewonnen habe; und nach dem Gelage, durch das er und seine Freunde und sein Sekretär in jener Nacht das glückliche Ereigniß auf ihren Zimmern im ersten Stock feierten, hätte man schließen können, es seien vierzigtausend Pfund Sterling gewesen. Diese Sportsleute sind stets freigebige Leute; wie gewonnen, so zerronnen! Nichtsdestoweniger hielten sie die Augen offen, der Herr Dobbs wie sein Sekretär. Am anderen Morgen aber gab es ein schreckliches Geschrei im Hause; der Gewinn des Herrn Dobbs war über Nacht verschwunden. Thatsächlich war er nicht so bedeutend gewesen, wie es ursprünglich geheißen; aber immerhin betrug er elftausend Pfund Sterling in Banknoten — und die waren weg!

Was ihn, wie ich glaube, am meisten ärgerte, war nicht so sehr der Verlust des Geldes an sich, als die Thatsache, daß ihn ein anderer überlistet und beraubt hatte. Er brüllte und raste wie ein Stier, so daß mein Herr kaum den Muth hatte, zu ihm zu gehen, um seine Aussage zu hören. Die Banknoten, die alle auf eine hohe Summe lauteten, hatte er zusammen in eine Brieftasche gesteckt und diese in einer Schublade in seinem eigenen Zimmer eingeschlossen. Als er zu Bette ging, hatte er noch einmal einen Blick auf die Brieftasche geworfen und sodann sein Zimmer abgeschlossen und außerdem ein Vorhängeschloß vorgelegt. Nur befand sich schon um diese Zeit nichts mehr in der Brieftasche, als zwei hübsch zusammengelegte Exemplare der „Sportzeitung". Die Banknoten mußten verschwunden sein, während er seine Freunde beim Gelage unterhielt. Als der Hotelbesitzer Herrn Dobbs die Frage vorlegte, ob er die Nummern der Banknoten aufgezeichnet habe, brüllte er ihn an: „Glauben Sie," schrie er, „daß ich ein vollendeter Idiot bin, weil ich mir die Banknoten rauben ließ? Natürlich habe ich die Nummern aufgeschrieben!"

Sein Sekretär hatte in der That ein Verzeichniß darüber angelegt; aber unglücklicherweise hatte er es mit den Papieren zusammen versorgt, was für den Dieb natürlich äußerst bequem und angenehm war.

Ich dachte, Herr Dobbs würde, bei seiner Körperfülle, vom Schlag getroffen werden, wenn er dies erführe. Ich habe noch nie jemand so fluchen gehört wie ihn, während seines Wuthanfalles. Wir schlossen den Sekretär in der Bar ein und thaten mittlerweile unser Möglichstes zur Aufklärung des Diebstahls. Da Herr Adamson der einzige Fremde im Hotel war, fiel der Verdacht natürlich auf ihn. Im Handumdrehen war er festgenommen und sein Zimmer mit der größten Sorgfalt untersucht; aber man fand nichts. Und abgesehen davon, daß er mit den anderen hinaufgegangen war, um ein Glas Champagner auf den guten Erfolg des Herrn Dobbs zu trinken, war keine Spur eines Beweises gegen ihn vorhanden. Er sagte, er sei zwar niederträchtig behandelt worden, wolle aber aus Rücksicht auf Herrn Dobbs begreiflichen Schmerz um seinen Verlust davon abstehen, eine Anklage wegen Beleidigung gegen ihn beim Gericht niederzulegen. Mein Herr ließ natürlich die Polizei kommen, aber Herr Dobbs mußte ihr noch fünf Pfund Sterling Strafe dafür bezahlen, daß er ihr in seiner gewohnten Redeweise ihre Unfähigkeit vorwarf. Er setzte eine Belohnung von tausend Pfund Sterling für den Finder der Banknoten aus und verließ das Hotel mit seinem Sekretär, um sich an den Schauplatz des nächsten Rennens zu begeben.

Verschiedene Leute waren der Ansicht, daß ihn sein Sekretär bestohlen hatte; aber Herr Dobbs wußte das besser. Auch ich war fest überzeugt davon — warum, daß weiß ich nicht — daß Herr John Adamson den Diebstahl begangen habe. Natürlich sprach man monatelang im Hause von nichts anderem mehr als von dem Diebstahl; dann wurde man des Themas satt und ließ es fallen. Mir ließ es jedoch keine Ruhe, und vor allem waren es zwei Fragen, die mich unablässig beschäftigten: wo konnte er das Geld versteckt haben, als wir ihn und sein Zimmer so genau untersuchten? Und: nahm er es mit sich, als er das Hotel wenige Tage darauf verließ? Denn daß er überhaupt die Banknoten gestohlen, stand, wie gesagt, bei mir fest.

Vielleicht hätte das Thema noch länger die Hotelbediensteten beschäftigt, wäre nicht einige Meilen von hier, in Lewes, ein Mord begangen worden, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein Mord wirkt ja stets aufregender als ein Diebstahl, und in diesem Falle war das Opfer ein Kutscher aus Brighton, den viele von uns kannten, was natürlich das Verbrechen noch interessanter machte. Sonst aber bot der Fall nichts Außergewöhnliches. Der Mann hatte in einer Lotterie einige Pfund Sterling gewonnen, und um diese und seine Uhr rauben zu können, hatte ihn der andere, ein Buchmacher Namens Kyneton, ermordet. Die Verhandlung förderte von Anfang bis zu Ende nichts Interessantes zutage; aber als der Mörder seine Aussagen beendet hatte, erschien eine Notiz in einer Zeitung in Lewes, die auch in andere Blätter überging, großes Aufsehen erregte und mich vielleicht mehr als sonst Jemand interessirte. Nach der Verurtheilung des Mörders, hieß es darin, habe dieser einem der Gefängnißaufseher aus freien Stücken das Geständniß abgelegt, daß er es gewesen sei, der einige Monate zuvor den Banknotendiebstahl im „Goldenen Löwen" zu Brighton ausgeführt habe.

„Sehen Sie, Bob," sagte mein Herr zu mir, „das beweist, daß Ihr Freund Adamson, den Sie so verdächtigten, nichts mit der Affaire zu thun hatte."

„Allerdings," gab ich zu, „das scheint sich so zu verhalten."

„Natürlich ist es so; ich bin recht froh, daß dies passirt ist, weil es jeden Verdacht, den man gegen irgend Jemand im Hotel haben könnte, entwaffnet. Sie wissen nicht, ob dieser Kyneton am Haupttrenntag hier in der Nähe war?"

„Nein," erwiderte ich, „aber es gingen gerade an jenem Abend viele Leute aus und ein, wie sie sich erinnern, um Herrn Dobbs zu beglückwünschen."

„Gewiß; und dieser Kyneton war zweifellos darunter."

Aber ich machte mir meine eigenen Gedanken über den Fall. Wenn Kyneton im Herbst elftausend Pfund Sterling gestohlen hatte, was brauchte er einen Menschen wegen der lumpigen zwanzig Pfund Sterling und der Taschenuhr wenige Monate später umzubringen? Der Bursche war kein feiner Herr und hätte nicht einmal in ebensovielen Jahren soviel Geld verschleudert. Und warum erzählte er die Geschichte einem Wärter, statt sie dem Kaplan auf die übliche Weise zu beichten?

Am Sonntag darauf hatte ich zufällig frei und so benützte ich den Nachmittag, um nach Lewes zu fahren. Ich besaß dort einen guten Bekannten, der Sportreporter für eben die Zeitung war, in der die Notiz zuerst auftauchte, und wollte ihm einige Fragen vorlegen. Es war ein freundlicher Kerl, dem ich selbst schon bei verschiedenen Gelegenheiten werthvolle Auskünfte ertheilt hatte — man hört so manches, wenn Sportsleute unter sich sind, was sie nicht auf den Rennplätzen erzählen.

„Guten Tag, Jack," begann ich. „Kann ich wohl den Gefängnißwärter sprechen, dem der Kyneton jene Geschichte über den Diebstahl in unserem Hotel erzählte?"

„Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, Bob," lachte er, „ich glaube, es würde Ihnen nicht so leicht fallen. Unter uns gesagt, es war ein kleiner Schwindel, der allerdings glückte und seinen Weg in alle Londoner Blätter fand, offen gesagt, das Geständniß wurde niemals gemacht."

„Ja, wie kam es denn dann in die Zeitungen?"

„Auf dem üblichen Wege. Es wurde durch einen phantasievollen Zeitungsschreiber hineingeschmuggelt; lediglich eine kleine Ente."

„Dann, Jack, muß ich den Zeitungsschreiber sehen."

„Nun, um Ihnen die ganze Wahrheit zu gestehen," lachte er wieder auf, aber wie mir schien, nicht so ganz natürlich wie das erste Mal — „er steht vor Ihnen; ich habe es selbst geschrieben."

„Wie? Sie haben das auf dem Gewissen? Jetzt hören Sie 'mal! Was ich Sie fragen möchte, bleibt unter uns; aber ich muß Näheres wissen. Sie sagten, Sie wollen mir die ganze Wahrheit gestehen: dann theilen Sie mir mit, wer Sie für den Artikel bezahlte."

„Meine Zeitung natürlich!" war die schüchterne Antwort.

„Das weiß ich wohl, aber wer außerdem noch?"

„Gut, wenn Sie es durchaus wissen wollen, ein Mann Namens Loftus. Ich lernte ihn während der Untersuchung kennen, und er erwähnte einmal, daß er sich's wohl etwas kosten ließe, sich gedruckt zu sehen. Er meinte — und da hatte er auch völlig recht — wenn man zum Beispiel Kyneton gestehen ließe, er habe den Diebstahl an Dobbs begangen, würde das eine sensationelle Notiz geben, und so verfaßten wir sie zusammen. Es war allerdings mehr mein Wert, als das seinige, aber ich sagte ihm das nicht, und so versprach er, mir eine Guinee zu geben, sobald er es gedruckt sehe; dies Versprechen hat er auch gehalten; was kann das schaden?"

„Nichts, Jack," beruhigte ich ihn, „eher das Gegentheil. Ich versichere Sie, daß Sie dadurch niemals in Verlegenheit kommen werden; aber beschreiben Sie mir doch, wie der Mann aussah."

„Nun, er sah schon eher wie ein Spitzbube aus."

„Wie ein Gauner?" fragte ich.

„Ja, wenn ich ehrlich sein soll, wie ein abgefeimter Gauner."

„Trug er einen Bart?" fragte ich.

„Nein."

„Bemerkten Sie irgend einen Sprachfehler bei ihm?"

„Nein. Doch halt — Sie machen mich erst darauf aufmerksam," meinte Jack nachdenklich. „Doch! Er war jedoch nicht auffällig. Er sagte 3—z—zeitung."

„So, so!" erwiderte ich; „ich danke Ihnen bestens. Es war nicht der Mann, den ich suchte."

„Ja, warum glaubten Sie denn ursprünglich, er sei es gewesen?"

„O, das ist nicht so wichtig. Ich war auf falscher Fährte; aber trotzdem besten Dank. Wenn ich am nächsten Rennen was für Sie thun kann, dann sprechen Sie ruhig bei mir vor."

Dann fuhr ich nach Hause, mehr als je in meinem Verdacht bestärkt. Es war Adamson selbst gewesen — wenn er auch keinen Bart mehr trug — der die Notiz dem „Lewes Expreß" gebracht hatte. Die erste Frage war natürlich die: Warum hatte er es gethan, wenn ihn doch kein Mensch mehr des Diebstahls bezichtigte? Und warum hatte er einen so gefährlichen Weg gewählt, um sich von jedem möglichen Verdacht zu reinigen, wenn er das Geld besaß, das ihm doch ermöglicht hätte, dies auf weniger compromittirende Weise zu thun? Ich konnte mir diese Räthsel nur dadurch erklären, daß er zwar das Geld gestohlen, aber noch nicht in der Tasche hatte. Es war irgendwo im „Goldenen Löwen" versteckt, und jetzt, wo sein guter Name vor aller Welt wiederhergestellt war, würde er sicher eines Tages erscheinen, um den Schatz zu heben, ohne Verdacht zu erregen.

Ich war kein solcher Narr, diesen Gedankengang anderen mitzutheilen; war er richtig, so würde ich nur einen Nutzen davon haben, wenn niemand darum wußte. Und so ließ ich alle Andeutungen der anderen Kellner unbeachtet, die Adamson als Unschuldigen hinstellten, dem schweres Unrecht geschehen sei; ich gab meinen Fehler scheinbar zu, und so hörten in kurzer Zeit die Stichcleien von selbst auf.

Im Herbst, etwa drei Wochen vor dem Rennen, kam mit dem Abendzug ein Herr Morton im Hotel an und verlangte ein Zimmer. Er sagte dem Zimmermädchen, er könne das Geräusch vom Wellenschlag der See Nachts nicht vertragen; es sei ihm gleichgültig, wo er schlafe, aber er müsse ein Zimer nach hinten hinaus haben, das gleichzeitig recht luftig sei. Das einzige Zimmer, das beide Eigenschaften besaß, war nun Nummer 47. Erst beachtete ich den Herrn Morton beinahe nicht, nur fiel mir sein schäbiger Handkoffer auf, der mir wenig zu einem Mann mit so eigenen Ansprüchen in betreff des Schlafzimmers zu passen schien. Aber zufällig bediente ich ihn im Restaurant, und die Art und Weise, wie er Champagner und das Beste, was wir zu bieten hatten, bestellte, machte mich — in Verbindung mit dem Handkoffer — stutzig.

Er sprach sehr wenig und war offenbar in seine Zeitung vertieft, wobei er seinen wohlgepflegten schwarzen Schnurrbart liebevoll durch die Finger gleiten ließ. Ich bemerkte zufällig, wie eines seiner Beintleider am Knie geflickt war und dachte: in seinem Koffer hat er wohl Backsteine! Aber es ging mich ja eigentlich nichts an.

Abends ging er aus, um Luft zu schnappen, mit einer von unseren feinsten Cigarren im Mund; als er wieder zurückkehrte, bestellte er noch Whisky und Wasser; nur nannte er ihn W—w—whisky. In diesem Augenblick wußte ich, wen ich vor mir hatte: sein Bart war verschwunden, das war mir ja bekannt; der schöne Schnurrbart war falsch — aber dieses unglückliche Stottern! Als ich ihm das Bestellte brachte, zitterte ich vor Aufregung: und außerdem hatte er wieder Nummer 47 inne! Dieses Zimmer lag, wie ich, glaube ich, erwähnte, nahe bei den Zimmern der Hotelangestellten; das meinige stieß an das seinige. Ich schlief die ganze Nacht nicht und horchte so angespannt, bis es in meinem Kopf summte, wie wenn eine Million Bienen ausschwärmt. Um zwei Uhr Morgens hörte ich ihn seine Thür öffnen, und wie der Blitz schoß ich an meine Thür, die ich nur zugelehnt hatte.

Es war glücklicherweise Mondschein, und sah ich ihn bei dieser Beleuchtung geräuschlos wie einen Geist den Gang herunterschleichen. Dann hörte ich etwas am Boden knarren; es war der Fuß der Leiter, die man brauchte, um zum Nothausgang auf dem Dach zu gelangen. Dort mußte er sich versteckt haben, sagte ich mir; ich stürmte hinaus, glitt in der Eile im Gang aus und fiel zu Boden. Als ich mich rasch wieder erhoben, war es still wie der Tod, und als ich um die Gangecke kam, erblicke ich meinen Mann, wie er steif und langsam gerabewegs auf mich zusteigt. Wie kommen Sie hierher? sage ich. Er erwidert kein Wort, sondern verfucht mit weitgeöffneten Augen an mir vorüberzugehen. Ich packte ihn jedoch beim Arm und fragte ihn nochmals, was er um diese Nachtzeit hier treibe. Darauf thut er einen schweren Seufzer, fährt sich mit der Hand über die Augen, als erwache er aus einem Traume, und fragt: „Wo bin ich?"

„Sie sind im Gang," sagte ich. „Ihr Zimmer hat, so viel ich weiß, die Nummer 47 und liegt da vorn."

„Danke," erwidert er, „das stimmt. Ich bin im Schlaf gewandelt. Eine Gewohnheit von mir. Gute N—n—nacht!"

Dann trat er in sein Zimmer und schloß ab.

Sicherlich war es der kaltblütigste Kerl, der mir je vorgekommen ist. Aber das brachte mich nicht aus dem Concept. Was er suchte, waren die Banknoten, die zweifellos unter einem Ziegel oder sonstwo auf dem Dach versteckt waren. Nun brauchte man die Leiter, um hinaufzugelangen; sie stand in einer Ecke. Ich erinnerte mich, daß ich in der Küche eine Kette mit Vorhängeschloß bemerkt hatte; sie hatte zur Hütte eines Neufundländers gehört, der unlängst gestorben war; ich schlich hinunter, holte sie und befestigte damit die Leiter an einem Haken an der Wand, so daß sie nicht zum Aufsteig zu jenem Dachfenster benützt werden konnte, da es auf der anderen Seite des Ganges lag. Und richtig: um halb vier Uhr höre ich meinen Mann wieder hinaufschleichen. Dieses Mal war ich ruhiger; er konnte ja nicht hinauf! Bald kam er auch wieder, leise fluchend und zähneknirschend, zurück.

Aber das war nicht das letzte Abenteuer in dieser Nacht; um vier Uhr vernahm ich solch' einen Höllenspektakel aus seinem Zimmer, daß ich glaubte, die Decke sei eingestürzt.

„Um Gottes willen!" rufe ich und klopfe an seiner Thür. „Was ist denn passirt?"

„Nichts," antwortete er. „Ich bin wieder im Schlaf aufgestanden; das ist alles."

„So?" erwidere ich. „Hoffentlich passirt Ihnen das nicht noch einmal, sonst wecken Sie ja das ganze Haus."

Hierauf verhielt er sich still wie eine Maus, stiller als ich, das versichere ich Sie; ich lag im Bett, zitternd wie Espenlaub, mit keinem trockenen Faden mehr am Leib, wie man zu sagen pflegt. Jetzt wußte ich so genau wie er, wo die elftausend Pfund Sterling versteckt waren.

Morgens kam er zum Frühstück und sagte, er werde nicht vor Mittag zurückkehren, da er wichtige Geschäfte in der Stadt habe. Als sein Zimmer gemacht war, schlich ich hinein, ohne daß es jemand merkte, mit der Leiter aus dem Gang.

Wie ich sagte, hatte man das Zimmer damals mit aller Sorgfalt durchsucht, ja sogar das Getäfel aufgegriffen. Aber an die Decke hatte niemand gedacht. Das Zimmer war etwa sieben Meter hoch; in der Mitte der Decke waren hübsche Stuckrosen zum Schmuck angebracht. Mein Herr Morton hatte — wie ich jetzt überzeugt war — diese hübschen Blumen vom Toilettetisch aus erreichen wollen, den er auf das Bett gethürmt hatte; nur war ihm dies nicht gelungen und sein kunstreicher Aufbau umgestürzt. Wenn ich jedoch die Leiter auf das Bett stellte, konnte ich mit Leichtigkeit die Decke erreichen, wie es mein Herr Adamson auch bei einer gewissen Gelegenheit gemacht hatte. Dies gelang mir in der That, und unter der Rose fand ich die Banknoten. Aber das war innerhalb fünf Minuten geschehen. Ich erzählte rasch meinem Herrn, was ich entdeckt, und er sendete sofort auf die Polizei.

Bevor noch Adamson von seinem Ausgang zurückkehrte, kam für ihn ein großes Packet an, das mir zu öffnen uns erlaubten. Es war eine hübsch zusammengelegte elferne Leiter „für Herrn Morton, No. 47". Wäre er so vernünftig gewesen, sie gleich mit sich zu bringen, so wäre die Geschichte weniger unglücklich für ihn verlaufen. Natürlich wurde er verhaftet und Herr Dobbs telegraphisch benachrichtigt. Dieser Herr benahm sich wie ein feiner Mann: am Tage, wo Adamson eingesteckt wurde — er bekam zwanzig Jahre —, erhielt ich nicht allein meine tausend Pfund Sterling, sondern noch hundert extra „für meine Ausdauer, Schlauheit und Ehrlichkeit", wie Herr Dobbs dazuschrieb.

Jetzt verstehen Sie auch, wie ich dazu kam, den „Goldenen Löwen" zu kaufen.

Die Annexion von Patagonien.

(Ein Studenten Ulk.)

Der in Hannover verstorbene Professor der Geologie Brakebusch war der Hauptheld einer der gelungensten Ulkgeschichten, die studentischer Uebermuth der Georgia Augusta je gezeitigt. Die Entstehung des Ulks sei hier, nach dem „Hannov. Cour.", mit den Worten eines der Betheiligten wiedergegeben: Adolf war ein sehr mißtrauischer Kunde, dabei leichtgläubig wie eine Gurke. Als wir nun eines Tages einen Spaziergang machten, fragte ich ihn so aus dem Stegreif: „Adolf, weißt Du schon, daß Bismarck Patagonien annektirt hat?" „Nein," sagte er mit großem Erstaunen. Ich sprach nun meine große Verwunderung darüber aus, daß es einen Studenten in Göttingen geben könne, der das nicht wisse. Da gesellte sich Swatopluk zu, und ich fragte diesen: „Swatopluk, Adolf weiß noch nicht einmal, daß Patagonien annektirt ist!" Und Swatopluk, der sofort Bescheid wußte, stimmte ein so natürliches und höhnisches Gelächter an, daß Adolf stutzig wurde. „Gewiß," sagte Swatopluk, alle Welt redet davon, und Du solltest es am besten wissen, daß Professor Brakebusch aus Northeim es ist, der die Annexion vollzogen hat." Adolf war ganz niedergeschlagen, daß er von dem Ereignisse noch nichts erfahren; er wandte sich an andere und fragte diese, ob sie es wüßten, und — jeder wußte es, nur Adolf nicht. Es war ein köstlicher Spaß, und Adolf glaubte und glaubte wieder nicht. Während der nächsten Woche reiste er nach Hause, nach Northeim. Und nun heckte ich den Plan aus, Adolf vollends zu verulken. Ich machte in einer gemüthlichen Abendsitzung den Vorschlag, einen Artikel über die „patagonische Annexion" an die „Northeimer Zeitung" zu schicken. Jubelnd ward der Plan aufgenommen. Ich entwarf den Artikel, die übrigen halfen. Wir suchten einmal die Sache als ziemlich möglich hinzustellen und dann doch so viel Unsinn hineinzupfropfen, daß der Witz wohl zu erkennen war. Ein „Essigbirnbaum" wurde gemeinsam ins Lateinische übersetzt. Ein Passus über die meteorologische Anstalt auf Kap Horn war noch das Vernünftigste an der ganzen Geschichte. Die Einsendung war mit S. Ohlmann (Sohlmann) unterzeichnet.

Dieses Machwerk wurde abgeschickt, und als ich eines Morgens ruhig im Bette liege, stürzt Swatopluk in meine Kammer und schrie: „Es ist drinne! Es ist drinne!" Ich fuhr empor: „Was ist drin? Wo ist es drin?" — „Patagonien," schrie Swatopluk, „ist in der Zeitung!" — Ich sprang aus dem Bette: Richtig, die Sache war aufgenommen worden zu unserem großen Vergnügen. Was Adolf wohl sagte? dachten wir. Er kam nach einigen Tagen, sagte aber nichts.

Der Originalartikel in der „Göttingen - Grubenhagenschen Zeitung", Northeim, den 17. August 1886, lautete folgendermaßen: „O. Göttingen. Es dürfte für Sie, Herr Redakteur, und die Leser Ihres Blattes von Interesse sein, zu erfahren, daß einer Ihrer Landsleute in Südamerika nicht unerhebliche Erwerbungen für das Deutsche Reich gemacht hat. Herr Prof. Brakebusch, ein Sohn des früheren Konrektors Dr. Brakebusch in Northeim, hat, wie wir aus einer direkten Mittheilung seines Assistenten an die hiesige Geographische Gesellschaft erfahren, den süd- und westlichen Theil von Patagonien, nämlich das Land westlich vom 54. Grad westl. L. und südlich vom 48. Grade südl. Br. für das Deutsche Reich in Besitz genommen. Der Tabakbau, welcher dort seit kurzer Zeit in Angriff genommen ist und bereits recht gute Resultate geliefert hat, verspricht für die Zukunft eine ergiebige Ertragsquelle zu werden. Außer diesen Tabaksstauden hat man allerdings bisher keine Ertrag in Aussicht stellende Pflanzen gefunden, es müßte denn sein, daß die in dortiger Gegend auserordentlich gut gedeihende Essigbirne (Pirus communis var. acetosa) dermaleinst einen brauchbaren Handelsartikel liefern könnte. Jedenfalls dürfte das Holz dieses Baumes, welches dem Mahagoni sehr ähnlich sein soll, ein beliebter Einfuhrartikel nach Europa werden. Es verlautet, daß in der nächsten Zeit eine Expedition zur Erforschung der Anbaufähigkeit des Landes abgesandt werden soll. Die Nachricht, daß auf Kap Horn eine meteorologische Station errichtet werden soll, bedarf wohl noch der Bestätigung, wenngleich der ungeheure praktische Nutzen derselben auf der Hand liegt."

Der wesentliche Inhalt dieses Artikels ist dann durch viele Blätter gegangen, und schließlich fand die „Nachricht" auch ihren Weg ins Ausland, z. B. in die „Times". Diplomatische Verhandlungen zwischen England und Deutschland fanden statt. Professor Brakebusch, der im Dienste der Republik Argentinien stand, wurde beinahe gefangen gesetzt, bis allmählich der Unsinn des Ganzen festgestellt war. Ahnungslos saßen die Anstifter des an sich unschuldigen Ulkes in Göttingen; glücklicherweise verlief die Geschichte dann im Sande. Bei Gelegenheit eines späteren Besuches von Professor Brakebusch in Deutschland hat sich dieser in Northeim nämlich die Entstehungsgeschichte des Ulkes erzählen lassen, durch den er im weiteren Verlaufe allerhand Verhören und beinahe der Gefangensetzung ausgesetzt gewesen war; und nachträglich hat er mit den Urhebern fröhliche Stunden darob verlebt.

Die Macht der Gewohnheit.

In dem kleinen Landstädtchen ist ein früherer Zahnarzt, der sich zur Ruhe gesetzt hat, zum Civilstandsbeamten ernannt worden. An seinem ersten Amtstage kommt ein etwas ängstlicher Bräutigam mit seiner Zukünftigen zu ihm, um sich von ihm trauen zu lassen. Kaum hatte der angehende Ehegemahl sein Anliegen mit dem schüchternen Gfätzlein: „Mir möchte — gärn — hürathe" vorzubringen begonnen, als ihm der neue Beamte auf die Achsel klopfte mit den beruhigenden Worten: „Heit nume nit Angst, es thuet nüt weh!"

— Läßt tief blicken. Onkel Paul (während eines sehr heißen Tages): Kannst du eigentlich schon zählen, Hänschen? Hans: Ein bißchen, Onkel. Onkel Paul: Nun, wieviel Glas Bier hast du mir heute eigentlich schon gebracht, Hänschen? Hans: O, ich kann bloß bis zehn zählen, Onkel!

Der Tanz in Japan.

Auch im Leben des Japaners spielt der Tanz eine Rolle; aber man versteht unter „Tanzen" etwas völlig anderes als wir im Abendlande. Der Tanz in unserem Sinne erscheint dem Japaner eher als eine Art Leibesübung, die er auf eine Stufe mit dem berühmten „Jiu-Jitsu" oder der alten Akrobatenkunst des „Dengaku" zu stellen geneigt ist. Während unser Tanz fast ganz aus rhythmischen Bewegungen besteht oder anmuthige Haltungen und Figuren darzustellen sucht, ist der japanische, wie überhaupt der ursprüngliche Tanz, durchaus pantomimischer Art, und er will in einer Folge von schönen Gesten ein historisches Ereigniß, eine sagenhafte Legende oder eine Szene aus dem Märchenschatz des Volkes zur Anschauung bringen. Charakteristisch für ihn ist eine weitgehende Ausdrucksfähigkeit und der stets stark betonte Gefühlscharakter.

In einem Lande, in dem seit Jahrtausenden eine im höchsten Maße ausdrucksvolle Gestikulation in Uebung ist, in dem alle Kunst sich zu einer bestimmten traditionellen Formensprache entwickelt hat, haben sich natürlich auch die Bewegungen und Gesten des Tanzes zu einer Komplizirtheit und zu einem Reichthum an Einzelformen entwickelt, deren Bedeutung nur einem Japaner selbst klar werden kann, während der Uneingeweihte nur schwer zu einem Verständniß dieser Formen des Tanzes und der Bedeutung jeder Geste gelangt. Wöldt der Tanzende z. B. die Hand über den Augen, so bedeutet dies, daß er weint; streckt er die Arme aus und blickt dabei eifrig in die von der Hand bezeichnete Richtung, so denkt er an jemand oder an etwas in einem fernen Lande; kreuzt er die Arme auf der Brust und senkt er den Kopf, so will er andeuten, daß er in tiefes Nachdenken versunken ist.

Das sind nur die verhältnißmäßig leicht zu verstehenden Gesten; aber neben diesen gibt es andere so komplizirter Art, daß Fremde ihren Sinn überhaupt kaum begreifen können. Und doch bilden gerade diese durch eine lange Tradition entstandenen Gesten sowie zahlreiche Figuren, bei denen die Bewegung der langen Aermel und die besondere Verwendung des Fächers wichtig sind, die Hauptsache beim japanischen Tanz. Auch die Technik ist äußerst kunstvoll; aber die Stellung der Füße, die Haltung der Arme und Hände ist völlig verschieden von der beim europäischen Tanz. Am wenigsten wird dabei Gewicht auf die Füße gelegt; während sie bei uns die Hauptarbeit zu verrichten haben, gilt dem Japaner ihre Thätigkeit für untergeordnet. Trotz der äußeren Ruhe beim Tanz, der Leichtigkeit der Bewegung, für deren liebliche musikalische Wirkung nur fein entwickelte Sinne empfänglich sind und bei denen nichts den Gedanken an eine körperliche Anstrengung aufkommen läßt, ist eine sehr intensive körperliche Ausbildung erforderlich, ehe eine Vollkommenheit erlangt werden kann. In dieser Kunst wie in jeder andern bleiben die Japaner ihrem hohen künstlerischen Ideal treu, das sie dazu treibt, nach einer gründlichen Meisterschaft in der Technik zu streben, so daß jede künstlerische Leistung als mit größter Leichtigkeit, wie spielend hervorgebracht erscheint. Ihr Ideal ist die Kunst, die durch ihre eigene Vollkommenheit verborgen bleibt.

Der unverbesserliche Vater.

Der kleine Hugo hat wegen einer schlechten Schulcensur vom Vater Prügel bekommen und ist heulend in sein Zimmer gelaufen. Nach einer Viertelstunde überlegt der Vater, daß er doch wohl etwas zu streng gewesen sei, und beschließt, die Sache wieder gutzumachen. Er begiebt sich also zu seinem Jungen und spricht:

„Sieh mal, Hugo, Du brauchst nicht gleich so schrecklich zu flennen, ich habe es gar nicht so schlimm gemeint; und das nächste Mal bringst Du mir eine anständige Censur, und alles ist wieder gut. Freilich, wenn Du mir wieder eine so ungenügende Censur bringst, oder gar eine so schlechte wie heute — denn Du wirst doch wohl einsehen, die heutige Censur war schlecht, elend, miserabel, hundsgemein . . . ."

Das Zorngefühl übermannt den Vater zum zweiten Male; ohne sich der guten Absicht zu erinnern, mit welcher er die Stube betreten, ergreift er den Sprößling abermals und bläut ihn wieder tüchtig durch.

Später klagt Hugo der Mutter sein Leid: „Ach, Mama, daß Papa mich prügelt, wenn ich etwas verschuldet habe, das ginge ja noch, — wenn er sich nur die Kondolenzvisiten abgewöhnen möchte!"

— Kindermund. — Mutter: Liebe Anna, heute ist der Geburtstag deiner Großmutter; da mußt du ihr Glück wünschen und den lieben Gott bitten, daß er sie uns gesund erhält und recht alt werden läßt. Ann: Ach, Mama, da will ich doch lieber den lieben Gott bitten, daß er sie wieder jung werden läßt; alt genug ist sie ja schon.